

Die ewige Ruhe ist nur provisorisch

Willkommen in Palästina: Eine Fahrt von Jerusalem nach Ramallah/Von Daniel Ludwig

Der israelische Taxifahrer schaut skeptisch um sich, steckt die fünfzig Dollar für die Fahrt von Tel Aviv nach Ostjerusalem in die Brusttasche und sagt: "Ich bin noch nie bei den Arabern gewesen. Mein Nachbar verlor ein Kind bei einem Sprengstoffattentat, hier in Jerusalem, in einer Pizzeria." Er schweigt kurz, wirft noch einmal einen Blick um sich und meint dann zögerlich: "Wobei es ganz normal aussieht. Aber ich gehe wohl besser jetzt." Er schlägt den Kofferraumdeckel zu, nickt kurz und fährt davon, zurück nach Tel Aviv.

Die Luft in Jerusalem ist im Gegensatz zum feuchtheißen Tel Aviv frisch und klar. Vor dem Bal el Amud, dem Damaskustor am nördlichen Ende der Altstadt, drängen sich Marktbesucher. Heisere Schreie hallen von der alten Stadtmauer wider, die Gemüsehändler überbieten sich mit Preisnachlässen, palästinensische Familien hasten mit ihren Einkäufen durch das Gewühl die alten Stufen hoch. Einem Dutzend begeisterter Jungen dient eine verrottete Melone als Fußball.

Ein paar Schritte weiter befindet sich die Haltestelle für Taxis und Kleinbusse in Richtung Westbank. "Nach Ramallah?" Der Fahrer des Kleinbusses nickt bestätigend und winkt den Besucher in seinen Wagen hinein. Nach einer kurzen Wartezeit ist der letzte Platz besetzt, der Fahrer gibt Gas, überholt auf der Nablus Road einen israelischen Armee-Jeep und sagt: "Die Israelis haben dieses neue Busterminal errichten lassen, auf unserem, auf arabischem Boden. Und wir Transportunternehmer müssen ihnen nun jedes Jahr anderthalb Millionen Dollar Pacht bezahlen." Er schüttelt den Kopf. Kürzlich hätten die Israelis das Terminal für ein paar Tage geschlossen, weil die Raten nicht pünktlich gezahlt worden seien. Das habe zu einem Verkehrschaos auf der Salah ed Diin, der Zubringerstraße zur Altstadt, geführt. Nun hätten die Israelis gedroht, die Straße für jeglichen Verkehr zu sperren. "Wie sollen die Waren dann noch in die Altstadt gelangen?" fragt er die Fahrgäste. Diese schweigen und blicken aus dem Fenster.

Die Fahrt zum großen Checkpoint Kalendia acht Kilometer hinter Jerusalem ist kurz und kostet fast nichts. Etwas überrascht ist man freilich, als weiter hinten sitzende Passagiere einem erst sanft, dann immer hartnäckiger auf die Schulter klopfen. Dann versteht man endlich: Das Fahrgeld, jeweils drei Schekel pro Passagier, also weniger als ein Euro, muß nach vorne in die kleine Metallkasse des Fahrers und das Rückgeld wieder nach hinten in die erwartungsvoll geöffneten Hände der Passagiere befördert werden. Ein älterer Herr mit weißem Schnurrbart und Anzug stellt sich vor als pensionierter Chirurg auf dem Weg zur freiwilligen Arbeit im Stadtkrankenhaus von Ramallah. Auf deutsch erzählt er von seinem Studium in der DDR und von Venezuela, wohin sein Vater 1948 mit der Familie flüchtete. "Unser Fahrer hat recht", meint er, "die Israelis wollen uns Araber aus der Jerusalemer Altstadt heraus haben. Sie wollen Ostjerusalem ganz für sich."

Eine junge Frau mit Kopftuch pflichtet ihm bei, sie studiert Wirtschaft

Artikel-Service[→ Fenster schließen](#)[→ Artikel drucken](#)

in Chicago und ist etwas nervös, denn sie besucht nach langer Zeit zum ersten Mal wieder ihre Familie im Flüchtlingslager Am'aari vor Ramallah. Eine Bauersfrau in einem trachtenähnlichen Kleid lächelt stumm, auf ihrem Schoß thront ihr kleiner Sohn, mit großen Augen drückt er behutsam ein Huhn an seine Brust.

"Machsuum", ruft plötzlich der Fahrer nach hinten, bremst brüsk und öffnet die Schiebetür. Das Wort sei hebräisch und bedeute Checkpoint, sagt die junge Frau. Neben "Schekel", der Bezeichnung für die israelische Währung, sei es der am häufigsten benutzte hebräische Begriff im Wortschatz der Palästinenser. Der Checkpoint Kalendia hat seinen Namen von der nah gelegenen Flüchtlingsstadt. Eine massive Mauer schlängelt sich entlang des stillgelegten Jerusalemer Flughafens Atarod und soll künftig die Westbank von Teilen Jerusalems trennen. "Bald wird die Mauer hier fugendicht geschlossen, ein Durchgangstor gebaut und der Turm mit Scharfschützen der israelischen Grenzpolizei bestückt sein", sagt der Arzt.

Die Warteschlange wird kürzer, man kommt voran. Den jungen Soldatinnen und Soldaten der israelischen Armee genügt ein unmerkliches Nicken oder ein lässiger Wink mit dem Finger als Aufforderung zur Paß- und Körperkontrolle. Stählerne Drehkreuze bescheren den sich durchquetschenden Passanten ein kurzes, intensives Käfiggefühl. Ein blonder israelischer Soldat schaut kurz in die Dokumente des Chirurgen, schüttelt den Kopf, gibt ihm die Papiere zurück, wedelt mit der rechten Hand und sagt "Achutza". Das sei hebräisch und heiße "raus", sagt der Chirurg. Da die Soldaten nur in seltenen Fällen Arabisch sprächen, werde er nun eben in Hebräisch verhandeln. "Ich war im Gefängnis in Israel. Doch das ist lange her, eine politische Sache. Ich lernte die Sprache. Viele Palästinenser haben so Hebräisch gelernt." Doch selbst der Landessprache scheint der Soldat nicht richtig mächtig zu sein. "Er ist ein Einwanderer aus Rußland oder der Ukraine, vielleicht ist er nicht einmal ein hundertprozentiger Jude, aber er ist Soldat von Erez Israel und hat ein Maschinenpistole", sagt der Chirurg lächelnd. In seinen Augen schimmert Haß.

Ein dunkelhäutiger, bebrillter, kaum achtzehn Jahre alter Soldat linst kurz in den Paß des europäischen Besuchers und wünscht aufrichtig in perfektem Englisch einen schönen Aufenthalt in Israel. Mit versteinertem Gesicht verfolgt die junge Frau mit Kopftuch, wie ihr Gepäck von einer ebenso jungen Soldatin umständlich durchwühlt wird. Dann wird die Palästinenserin wortlos durchgelassen. Die beiden jungen Frauen würdigen sich keines Blickes. Auf der palästinensischen Seite des Checkpoints warten ungezählte Privat- und Sammeltaxis auf Kundschaft nach Ramallah. Ein heißer Wind kommt auf, Staub und Fetzen von rußschwarzen Abgasen wirbeln an Obstständen vorbei. Taxis drängeln sich auf engstem Raum, Männer tragen in bunte Tücher eingehüllte Kleinkinder, die Frauen halten ihre flatternden Kopftücher fest und balancieren vorsichtig auf ihren Absätzen durch Bauschutt und Gemüsereste.

Das Mercedes-Taxi hat acht Sitzplätze, ist langgestreckt, gelb lackiert, riecht nach Leder, altem Stoff und rostigem Stahl. Die Fahrt führt am Flüchtlingslager Am'aari vorbei. Die junge Frau mit dem Kopftuch steigt aus. "Von Chicago ins Camp", sagt sie lakonisch, hebt resolut ihre beiden Reisetaschen aus dem Kofferraum und verschwindet in einer engen Gasse. Die Fahrt geht weiter. Möbelgeschäfte und Autovermietungen wechseln sich ab mit Fleischereien,

Telefongesellschaften, Restaurants und Lebensmittelläden. Vor einem großen Autohaus sind die neuesten Modelle deutscher Provenienz zu bestaunen.

"Sehen Sie das große Haus da rechts?" fragt der Fahrer. "Es ist wieder aufgebaut worden. Vor ein paar Jahren, während der Intifada, stürzte es ein. Es war zu schnell und zu schlampig errichtet worden." Der Fahrer lacht. "Leute wurden verschüttet. Wir baten die Israelis um Hilfe, die kamen auch sofort mit ihren Riesenbulldozern, stemmten Beton hoch, wühlten alles durch, bargen die Leichen, klopfen uns auf die Schultern und gingen wieder. Tage später gab es in Jerusalem ein Attentat, diesmal aber kamen Panzer und schossen Häuser zusammen, in denen die Israelis Freiheitskämpfer vermuteten. Die Leichen bargen wir dann selbst." Der Fahrer hält vor einem Restaurant, entschuldigt sich und verschwindet darin. Die Passagiere kurbeln die quietschenden Fenster herunter und schauen einem Bauern mit traditioneller, rot-weiß kariertes Kopfbedeckung zu, wie er seinen Eselskarren mit Kartoffelsäcken belädt. Die Unterlippe des Tieres hängt tief herunter, sein Blick ist zeitlos, das eine Ohr steht schräg, und etliche Narben auf den Hüftgelenken zeugen von Behandlungen der eher unsanften Art. Der Bauer grinst zum Taxi herüber und ruft "Marhaba! Welcome to Palestine!"

Der Fahrer steigt mit einer tropfenden Falafel wieder ein. "Sehen Sie diesen Hügel dort mit den modernen Häusern neben den großen Antennen?" fragt er schmatzend. "Das ist die jüdische Siedlung Psagot. Viele Juden leben dort, auch aus Deutschland. Sie haben einen elektrischen Sicherheitszaun, Wachsoldaten, Rasenflächen und viel Wasser für Palmen und Ziergärten." In heißen Sommern, wenn Wassermangel herrsche, bewässerten sie weiter. In den Dörfern stünden die palästinensischen Frauen dann bei Tankwagen aus Israel an, um Wasser zu kaufen. Er habe einmal in Psagot als Gärtner gearbeitet und gut verdient. "Jetzt beschäftigen sie keine palästinensischen Arbeiter mehr. Dafür billige Rumänen, Nepalesen und Thais. Die sollen sich aber an arbeitsfreien Tagen derart betrinken und die Frauen belästigen, daß die Israelis sich nach uns zurücksehnen."

Der Verkehr wird zähflüssiger. Doch die Einwohner Ramallahs verstehen sich meisterhaft auf millimetergenaues Einfügen ihres Gefährts in den Verkehrsstrom. Vor unzähligen Läden, Restaurants und Boutiquen drängen sich mit Tüten und Taschen beladene Menschen, darunter viele westlich gekleidete Frauen. An manchen Hauswänden hängen noch die Plakate mit den Porträts von Märtyrern. Mehr ist vom Erbe der Intifada nicht zu sehen.

"Wollen Sie das Grab Arafats besuchen?" fragt der Fahrer. Er wartet die Antwort gar nicht erst ab, beschleunigt und biegt nach ein paar hundert Metern abrupt nach rechts in eine holprige Schotterstraße. Hohe Mauern säumen den Weg, sie schirmen die Gebäude der palästinensischen Autonomiebehörde ab. An einem großen Tor sitzen zwei gelangweilte palästinensische Soldaten auf Plastikstühlen und winken den Wagen nach einem kurzen Kontrollblick durch. Auf dem weiten, leeren Platz steht etwas verloren eine Art Baldachin, unter dem sich das Grab des palästinensischen Führers befindet. Vier Soldaten stehen an jeder Ecke der Grabplatte und haben nichts dagegen, daß man fotografiert. Verwitterte Kränze mit Grußbotschaften aus aller Welt liegen auf der Grabplatte, frische Blumen duften vor sich hin. Es ist still. Der Wind hat nachgelassen.

Die Soldaten schweigen. Das Provisorische an dieser Ruhestätte des Volksführers ist Absicht, denn es soll nicht seine letzte sein. Arafat wird seine endgültige Ruhe auf dem Tempelberg in Jerusalem finden, das wollen die Palästinenser um jeden Preis. Irgendwann.

Der Fahrer redet kurz mit einem der Soldaten, dreht sich um und sagt: "Kommen Sie. Normalerweise darf man das nicht, aber wir dürfen, weil Sie Ausländer sind." Er lächelt, schlendert über den Platz und steigt auf das Dach eines von Einschußlöchern übersäten Gebäudes der Autonomiebehörde. Oben, auf dem halbeingestürzten Dach, gleich hinter einem rostigen, verbogenen Geländer, öffnet sich der Blick über das Land. Ramallah erstreckt sich über mehrere karstige Bergrücken, die fast tausend Meter über dem Meer liegen. Der Blick schweift von terrassenförmigen Hügeln auf die Bergketten, die gemächlich ins israelische Tiefland abfallen. Im Osten schimmern im Abenddunst die ockerfarbenen Berge Jordaniens, im Westen spannt sich ein blankgefegter Himmel über den Horizont. "Sehen Sie dort diese fernen Hochhäuser?" fragt der Fahrer und blinzelt in die Sonne. "Das ist die Skyline von Tel Aviv. Und dahinter, da ist das Meer. Da bin ich noch nie gewesen."

Text: F.A.Z., 21.07.2005, Nr. 167 / Seite R7

© F.A.Z. Electronic Media GmbH 2001 - 2005
Dies ist ein Ausdruck aus www.faz.net